Die Schweizer Genialen

Autor(en): **Helbok, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Schweizer Familienforscher = Le généalogiste suisse**

Band (Jahr): **24 (1957)**

Heft 3-5

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-697291

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER SCHWEIZER FAMILIENFORSCHER
LE GÉNÉALOGISTE SUISSE
Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung — *Bulletin de la Société suisse d'études généalogiques*
XXIV. JAHRGANG / ANNÉE — 1. JUNI 1957, Nr. 3/5

Die Schweizer Genialen

Von Prof. Dr. A. Helbok, Götzens über Innsbruck.

Einleitung.

In dem Maße, als es in unserem Wissen um das Volk heller wird, vermögen wir tiefer in jene Fragen der Geschichte, ja der Kultur überhaupt zu leuchten, deren Aufhellung für uns lebensfördernde Bedeutung hat. Man mag Wissenschaft noch so sehr als Selbstzweck hinstellen, im Grunde wollen wir von ihr doch die Lösung der Rätsel, die über dem Leben liegen. Leben ist wichtiger als Wissenschaft; sie allerdings kann dem Leben nur dann wirklich dienen, wenn sie sich zur Erfüllung ihrer Aufgabe als Selbstzweck ansieht, d. h., wenn sie nur der Wahrheit dient, wenn sie sich nicht von bestimmten Zweckeinstellungen von Anfang an die Hände binden läßt.

Daß der Volkscharakter, als Volkswesen im weitesten Sinne genommen, für das Geschehen ausschlaggebend sei, kann niemand leugnen, der auf die Tatsache hinsieht, daß eben alles Geschehen, worüber Geschichte berichtet, vom Menschen ausgelöst wird und daß diese Menschen Glieder einer Gemeinschaft sind, die sie dauernd irgendwie bindet, der Gemeinschaft des Volkes. Selbst die größten Staatsmänner, die willenskräftigsten Gestalter, sind Kinder ihres Volkes. Und selbst wenn sie gegen seinen Widerstand ihre Taten vollbringen, sind sie gerade auch hierin dem Volke mit tausend Fäden verbunden. Sogar innerliche Stellungnahme gegen Überlieferung oder lebende Umgebung ist als Reaktionsform ein Beziehungsbeweis zur Umwelt.

Anmerkung der Redaktion. Wir haben die Freude, unsern Lesern den ersten Teil einer Arbeit vorzulegen, die zwar nicht für unsere Zeitschrift, auch nicht für Genealogen geschrieben wurde. Gleichwohl gibt sie diesen reiche Anregungen, und bringt grundlegende Zusammenhänge dem Verständnis nahe. — Weitere Teile sollen folgen.

Die Schwierigkeiten der Wesenforschung liegen beim Volke in der schweren Greifbarkeit des Objektes. Wir stecken selbst im Volke, ja wir leben nicht so sehr in ihm, als unter ihm, und damit fehlt uns der Blick ü b e r das Volk, denn ein Blick über etwas setzt immer voraus, daß man tatsächlich über diesem «etwas» stehe. Das ist uns auf jeden Fall versagt, wenn wir tausendmal glauben, über ihm zu stehen.

In den großen und hier entscheidenden Fragen nach Erbgut und Umwelt steht das Volk ganz anders da, als der einzelne Mensch. Dieser ist in der Stunde seiner Geburt eine bestimmte, in ihren Gehalten endgültig, d. h. auf die Dauer seines Lebens festgelegte Gestalt. Was er nicht geerbt hat, kann er nie erwerben. Gewiß, er erbt nur Anlagen, nicht Kenntnisse und Fertigkeiten, jeder Mensch muß im Aufbau dieser von vorne anfangen. Hiebei hilft ihm die Umwelt. Aber er kann Anlagen keinesfalls erwerben, er kann sie nur erben.

Und das Volk? Man macht oft den Fehler, und vergleicht Volk mit dem Lebenslauf des Menschen. Man spricht von der Jugend und dem Alter eines Volkes. Das ist falsch. Das Volk setzt sich zwar aus vielen Menschen zusammen, deren jeder eine Gestalt ist, wie oben gesagt. Trotzdem ist das Volk als Summe keineswegs eine ebenso feststehende Gestalt. Das ist das Merkwürdige! Denn das Volk ist kein Haufe und in diesem Sinne eine Summe aller seiner Einzelmenschen, sondern es ist ein Organismus. Das bringt Entwicklung, Veränderung mit sich. Man kann das Volk am besten einer Pflanzengesellschaft vergleichen, die mehr ist als die Summe aller der Pflanzen, Kräuter, Sträucher und Bäume, die als Landschaft vor uns stehen, denn die einzelnen Pflanzen hängen jeweils lebensmäßig miteinander zusammen. Die eine kann nur leben, wenn die andere da ist. Die Pflanzen nehmen aufeinander in gewissem Sinne Einfluß, sie geben sich gegenseitig Lebensvoraussetzungen. Viele haben die selben Wachstumsbedingungen, alle sind sich in ihnen so weit wenigstens ähnlich, daß sie auf dieser oder jener Bodenart, auf dieser oder jener Bodengestalt und unter diesem oder jenem Klima gedeihen können, eben als diese bestimmte Pflanzengemeinschaft.

Das ist ein Organismus! Wo jedes Glied eine Bestimmung, eine Aufgabe im andern hat. Wo alles wie das Räderwerk einer Uhr zusammenwirkt. Während diese aber, einmal konstruiert, in der Zu-

sammensetzung unverändert bleibt, bleiben muß, soll sie Uhr bleiben, das heißt, ihre Aufgabe erfüllen, muß sich die Zusammensetzung des Volkes dauernd ändern, soll es Volk bleiben. Denn der einzelne Mensch stirbt, und an seine Stelle muß ein anderer treten, wirklich ein anderer, der nicht bloß ein zweiter Mensch, sondern eine andere Gestalt ist. Und kein Mensch ist gleich wie der andere. Jeder Mensch im Volke ist eine einmalige Gestalt.

Kann man nun mit vollem Rechte annehmen, das Volk sei, wie der einzelne, in seiner Geburtsstunde mit einer bestimmten Veranlagung, d. h. der Summe eines etwa zahlenmäßig bestimmten Verhältnisses von Anlagenträgern ins Leben getreten? Erstens ist die Vorstellung der Geburtsstunde falsch, das gibt es nur beim Menschen. Völker wachsen seit es Menschen gibt in dauernder Wandlung. Völker wandeln sich in großen Zeiträumen und insofern entstehen und vergehen sie.

Im Zuge der Klimaschwankungen hat sich unsere Pflanzengemeinschaft von tropischen oder subtropischen Formen zu unserer heutigen sichtbaren Gestalt verändert. Wenn man eine Wiese im Wechsel feuchter und trockener Sommerperioden betrachtet, dann staunt man, wie rasch sich da die Flora verändert. Gleich dem Klima in der Pflanzenwelt wirken soziale Wandlungen, geistige, kulturelle Vorgänge überhaupt auf die anlagenmäßige Zusammensetzung des Volkes zurück. Und zwar so zurück, daß der Anlagenbestand der Menschen nicht zwar der Einzelmenschen wohl aber ihrer Zusammensetzung als Gesellschaft sich streckenweise ändert. Dadurch kann sich das Wesen des Volkes in allen Graden, ja sogar ganz grundsätzlich wandeln. Hätte der Kulturgehalt als Umwelt nicht starke beharrende Tendenzen, dann ginge diese Bewegung in einem sinnlosen Wirbel auf. Drum nützt das beste Erbgut ohne die förderliche Kulturumwelt in einem Volke nichts. Keiner der beiden Faktoren ist ohne den anderen lebensfähig. Das ist der Organismus. Und deshalb ist ein Volk weder ewig, noch hat es eine Geburts- oder Todesstunde, wenn es auch ganz gewiß untergehen kann. Denn wir verstehen unter Volk nicht bloß eine bestimmte biologische Tatsache, sondern auch eine damit verbundene Physiognomie der Kulturhaltung und das auf beidem aufbauende Bewußtsein. So ändern sich Völker ohne es zu wissen. Wenn sich die Italiener Mussolinis als die

direkten Nachfahren der Römer betrachteten, dann mußte der Kenner der Römer dazu lächeln. Aber man konnte nicht leugnen, daß eine sehr lange Pflege dieses Bewußtseins und die damit verbundene Lebensgestaltung viele der Eigenschaften der alten Römer wieder aufleben lassen konnte, w e n n ihre Anlagenträger noch, wenn auch in kleiner Zahl, unter den Italienern vorhanden waren.

Aus dem Gesagten erhellt nicht nur die Bedeutung der Erforschung des Volkswesens für das Leben selbst, sondern auch die ganze Schwere dieser Arbeit. Denn indem der Einzelforscher anderer Gebiete gewisse Entwicklungsabläufe exakt beobachten kann, wenn sie sich vor ihm restlos vollziehen, kann der Volksforscher ja nur einen Ausschnitt solcher Abläufe erleben und damit beobachten, weil er u n t e r dem Volke lebt. Es ist aber auch nicht möglich, daß Forschergenerationen nacheinander einen Großablauf beobachten, da es nicht in ihrer Macht liegt, eine und dieselbe Beobachtungsmethode durch Generationen durchzuhalten. Die Probleme und Methoden aller Wissenschaft wandeln sich eben gesetzmäßig mit dem Leben selbst.

Gibt es also keine Methode, den Wandel des Lebens eines Volkes zu überschauen? Unter gewissen Voraussetzungen doch. Wir müssen Quellen greifen können, die uns über den alten Anlagebestand unterrichten, die erlauben, ihn in seinem vollen Ausmaße zu erfassen und klarzustellen und dann mit dem gegenwärtigen Zustande zu vergleichen. Diese Quellen sind die großen Männer eines Volkes, die in der Vergangenheit lebten und über deren Wesen ihre Taten Zeugnis ablegen, sodaß wir es genau erfassen können. Die Voraussetzung dabei ist, daß wir jene Männer als Typus, jeden in seiner Begabungsrichtung zu nehmen vermögen, sodaß wir uns ein Bild des Aufbaues des Anlagenbestandes eines Volkes, allerdings von seinen größten Repräsentanten her gesehen, schaffen können. Gewiß sind die Anlagen, die Talente noch nicht das ganze Wesen eines Menschen, aber wie sich zeigen wird, kann man daran doch sehr tiefe und weite Einblicke in das ganze Volkswesen machen. Wenn auch die Großen eines Volkes, zumal in einzelnen Persönlichkeiten, weit über dasselbe hinausragen, so sind sie doch kennzeichnend für das Volk, denn sie wuchsen aus ihm hervor, wurzeln in ihm durch zahllose Ahnen, die sie mit vielen andern Volksgenossen gemeinsam haben. Dem

Genealogen ist geläufig, daß jeder Geniale in ganz breiter Form mit seinen Zeitgenossen verwandt ist. Wegen der Tatsache, daß die Menschenzahl früher nicht größer, sondern kleiner war, obwohl die Ahnen jedes Einzelnen nach rückwärts an Zahl zunehmen, sind die entfernteren Ahnen jeder Person auch die Vorfahren zahlreicher anderer Menschen.

Daran kann man den Grad der Blutsverwandtschaft in einem Volke ermessen, und auch begreifen, daß es niemals Einzelmenschen geben kann, die in einem Volke nicht mit sehr vielen Menschen verwandt wären, trotz der überlieferten Vorstellung von dem Ausnahmecharakter der Großen. Diese Vorstellung, von der Einmaligkeit und daher Unvergleichbarkeit des Genies hindert uns, es so ohne weiteres als charakteristisch für sein Volk anzusehen. Aber hier ist ein zweifaches zu bedenken. Fürs erste ist jeder Mensch einmalig, nicht nur das Genie. Es gibt, wenn wir von eineiigen Zwillingen absehen, keinen zweiten Menschen, der g e n a u dieselben Anlagen hätte. Die Unvergleichbarkeit gilt also schon beim einfachen Menschen. Trotzdem sind wir gewohnt, Menschengruppen als Einheiten zu betrachten. Wir fragen bekanntlich dabei nie nach der unterschiedlichen Körpergröße der Einzelnen, sondern nach dem Typischen, das sie verbindet, trotzdem das Persönliche, als einmaliges, sie trennt. Wenn wir die Großen auch als Typus betrachten, dann verändert sich am Grundsätzlichen unseres Vorgehens also nichts. Wir befassen uns auch nicht mit einer Größenordnung der Großen, sondern wir betrachten das an ihnen, was sie typisch eint. Wenn zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Gegend viele Maler auftreten, dann ist dies — für diese unsere Betrachtungsweise — wichtiger, als wenn zur selben Zeit in einer anderen Gegend nur ein Maler dastünde und sei er auch der größte von allen. Ganz abgesehen davon, daß ein solches Genie, wie die genealogische Erbforschung beweist, nie wie eine Telegraphenstange in einer Eebene steht, gerade die typologische Genialenforschung beweist, daß um dieses Genie ein starker Bewuchs von Begabungen derselben Richtung, wenn auch nicht derselben Größe, vorhanden ist. So ist es eine oft beobachtete Erscheinung, daß Familien, die z. B. einen großen Musiker hervorbrachten, auffallend musikalisch sind, oder doch in ihrer geschichtlichen Ahnenfolge immer wieder Musiker von gewissem Range hervorbrach-

ten. Dürers Vater war Goldschmied und seine Mutter stammte aus einer alten Nürnberger Goldschmiedefamilie. Albrecht Dürer hat damit die Formbegabung von beiden Eltern empfangen. Vielfach stammen Künstler aus Handwerkerfamilien. Man hat festgestellt, daß die Kreuzung ingezüchteter Begabungen derselben Art zu großer Steigerung führt. Man nennt dies Epimixis. Sie ist bei Goethe mehrfach festgestellt worden.

Die Forschung an den Anlagetypen der Großen aus der Vergangenheit des Volkes nenne ich kurzerhand «Genialenforschung», obwohl unsere begriffliche Festlegung auf das Wort Genie zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Genie (lat. Genius, Geist) ist die angeborene schöpferische Geisteskraft, die zu überraschenden Höchstleistungen führt. Wir zählen also alle jene Männer zu den Genialen, die durch schöpferische Leistungen in die Geschichte eingingen, ohne auf die unterschiedlichen Größenmaße zu achten.

In diesem Sinne ist die Genialenforschung Typenforschung der in die Geschichte eingegangenen Großen eines Volkes; sie zeigt, welche Anlagen einmal in einem Volk vorhanden waren, daß daraus Große aller Größenklassen hervorgehen konnten. Diese Typenforschung zeigt auch, wann und wo und wieviele schöpferische Menschen großer Art vorhanden waren und sie führt zur weiteren Feststellung, ob heute in derselben Gegend jene Anlage, die damals dort volksläufig stark war, noch volksläufig lebt. Eine Feststellung, die was Volksläufigkeit anlangt, durch psychologische Eignungsprüfungen, sowie sie z. B. bei Arbeitsämtern für einen Teil der Jugend üblich sind, auf die ganze heranwachsende Jugend der betreffenden Gegend ohne weiteres ausgedehnt werden könnte. So wäre die Frage nach dem allenfallsigen Wandel der Anlagen zu beantworten. Und im ganzen würden solche Forschungen, die jederzeit und in jedem Orte durchführbar sind, die Möglichkeit bieten, zu der oben aufgeworfenen und für das Volk schicksalshaften Frage vom inneren Wandel des Volkserbes Stellung zu nehmen.

Hier soll nur Genialenforschung betrieben werden. Es soll gezeigt werden, auf welchen Gebieten in der Schweiz schöpferisch gearbeitet wurde, wie groß die Zahl der Genialen der einzelnen Gebiete ist, wie das gegenseitige Verhältnis der Genialenzahlen der einzelnen Gebiete beschaffen ist und welche Schlüsse daraus auf das Volks-

wesen der Schweiz gezogen werden können. Es liegt nahe, damit das Geschichtsbild zu vergleichen und so die tieferen Gründe desselben zu erhellen.

Da sich bei früheren Forschungen auf anderem deutschen Boden, nicht minder in Frankreich und Italien gezeigt hat, daß die Genialität landschaftsgebunden auftritt, so soll auch hier die geographische Betrachtungsweise für die gleichen Jahre, von 1650 bis 1850, Platz greifen. Ein Zeitraum von 200 Jahren genügt, um ein breites und solides Bild entfalten können. Dank der vortrefflichen Quellen der Schweiz werden wir aber zum Vergleiche auch auf ältere Zeiträume zurückgreifen, und damit charakteristische Linien zeichnen.

Die Schweiz verfügt im Historisch-biographischen Lexikon (7 Bände und Suppl. 1921 bis 1934) über eine hervorragende Quelle, die über das Deutsche allgemeine biographische Lexikon (55 Bände) hinaus gerade für die genealogischen Belange eine außerordentlich wertvolle Grundlage bietet. Dieses Werk baut auf Geschlechterbüchern und eine gerade in der Schweiz sehr zahlreiche biographische Literatur auf und bietet damit die sonst fast unerreichbare Möglichkeit, die genealogische Herkunft der Genialen zu überschauen. Die Familien vom kulturellen Rang der Schweiz sind hier in allen erreichbaren genealogischen Daten dargestellt ohne Rücksicht darauf, ob viele, wenige oder gar keine Geniale aus ihnen hervorgingen. Wenn die besonderen Erfolgsträger im Fettdruck ihrer Namen erscheinen, dann tritt das wahrhaftige Erbbild deutlich hervor. Man kann bei vielen Probanden sehen, wie die Erblinien auf sie zulaufen, wenigstens was die väterliche Abfolge betrifft. Damit ist man nicht auf die nicht unbeträchtliche Zufälligkeit des Geburtsortes angewiesen, weil man die Herkunftsorte der Geschlechter der Genialen erfahren und zeichnen kann.

1. Das Charakterbild des Schweizers nach der Zahl seiner Genialen.

Die Schweiz bietet ein höchst interessantes von den bisherigen europäischen Beobachtungen abweichendes Bild in der Zusammensetzung ihrer Genialen. Dies zeigt sich besonders, wenn man die Zahlen des östlichen Alpenbogens, also Österreichs, dazustellt. Wir haben folgende Gruppen aus dem Materiale gebildet und setzen

dazu gleich die Zahlen, die einzelnen Berufsfelder nach der absoluten Zahl ihrer Vertreter geordnet:

Staatsmänner (485). Darunter sind alle jene Geniale begriffen, die ein Staatsamt bekleideten und sich darin ihre historischen Verdienste erwarben. Im allgemeinen handelt es sich um Stellungen vom Schultheißen aufwärts.

Geschichtsforscher (182).

Heerführer (149). Unter diesem Sammelbegriff stehen nicht nur die Feldherren im engeren Sinne, sondern auch alle militärischen Organisatoren, aber auch die heldentümlichen Kämpfer kleineren Chargengrades. Es handelt sich hier darum, die soldatische Anlage des Kämpfers sowie des Organisators und Führers zu erfassen.

Theologen als Organisatoren (127). Hier stehen alle Theologen, welche sich nicht als Gelehrte, sondern als Männer öffentlicher Wirksamkeit hervortaten, also hohe, erfolgreiche Ämterträger, wie Äbte, Bischöfe und andere. Aber auch Theologen, die auf kirchlichem und karitativem Gebiete sich als Organisatoren verdient gemacht. Schließlich all jene theologischen Talente, die als Prediger, Reformatoren, Missionare ihren Drang zur öffentlichen Wirksamkeit bewiesen und sich damit hervortaten.

Maler (97). Nicht nur die Maler im engeren Sinne, sondern auch die Graphiker wie Kupferstecher, Radierer u. ä.

Kaufleute (89). Man könnte auch Wirtschaftsführer sagen, denn es sind Männer der Wirtschaft, die entweder als Industrielle, Geldfachleute, Kaufleute im engeren Sinn sich durch organisatorische Arbeit auf dem Boden der Wirtschaft hervortaten und meist große humanitäre Werke ins Leben riefen.

Naturforscher (72). Diese Gruppe ist deshalb so vielartig, weil beide Bereiche der Natur, die organische und anorganische, zusammengefaßt wurden. So stehen neben Geologen und Mineralogen, Physikern, Chemikern und Pharmazeuten, auch Botaniker und Zoologen, desgleichen Forstwissenschaftler. Die kleine Zahl der einzelnen Gruppe verbietet eine gesonderte Behandlung in statistischer Hinsicht. Die Zusammenfassung erlaubt Einblicke in die wissenschaftliche Einstellung des Naturforschers.

Theologen (71). Hier stehen nur die erfolgreichen Gelehrten der Theologie.

Dichter (68).

Ärzte (67). Diese Gruppe ist verhältnismäßig unhomogen, denn sie umfaßt nicht nur jenes Arzttum, das den bekannten humanitären Einschlag hat, sondern auch die rein wissenschaftlich medizinische Art wie Anatomen. Der Grund liegt darin, daß man selbst bei diesem Beruf das Arzttum nicht ausschließen kann, wie auch bei jenem nicht das naturwissenschaftliche Wesen. Neben den Menschenärzten stehen auch die Tierärzte.

Pädagogen (50). Hier handelt es sich um den Drang nach Menschengestaltung, eine Art Führertum.

Schriftsteller (49). Nicht nur die belletristischen Schriftsteller, sondern auch solche der Technik und der Landesbeschreibung. Sie schließt aber Forscher aus, denn diese stehen in ihrer Fachgruppe. Es ist also die aus der Sprachbegabung gesammelte schöpferische Gestaltung.

Philologen (49). Hier stehen Sprach- und Literaturforscher, letztere gehörten eigentlich auch zur Geschichte, aber die schweizerischen Historiker sind sonst so stark politisch veranlagt, daß die Literarhistoriker nicht zu ihnen passen.

Techniker (46). Mechaniker und Ingenieure soweit sie als Erfinder tätig waren, ebenso Handwerker.

Politiker (39). Theoretiker der Politik.

Geographen (30). Kartographen, Forschungsreisende, stehen hier neben Geographen im engeren Sinne.

Mathematiker (und Astronomen) (29).

Architekten (und Baumeister) (26).

Juristen (Gelehrte oder Rechtsreformer) (23).

Musiker (Komponisten und Ausübende) (18).

Philosophen (15).

Bildhauer (und Medailleure u. a.) (12).

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine ganz reine Gliederung der Typengruppen nicht möglich ist, das liegt in dem Tendenzwiderspruch des Typischen und des Einmaligen (Persönlichen). Für das 18. Jahrhundert ist überhaupt noch eine große Ganzheitlichkeit der Begabung bezeichnend im Gegensatz zur späteren Spezialisierung, die bis zur Mechanisierung des Menschen in unserer Zeit ausartete. So fallen in der Schweiz die Vielveranlagten noch besonders auf. Mehrere der großen Schweizer haben verschiedene erfolgreiche Tätigkeitsgebiete aufzuweisen, sodaß es schwer ist, das Hauptfeld zu finden. Bei vielen ist der ganzheitliche Charakter so auffallend, daß sie keiner Gruppe mit voller Befriedigung zugewiesen werden können, manchmal hilft dann die in der genealogischen Linie vor ihnen auftretende Anlage. Ein besonderes Beispiel der ganzheitlichen Art ist der Aargauer Zweig der Meyer. Johann Rudolf aus Aarau war zuerst Tuchhändler, dann Seidenfabrikant, wo er als erfolgreicher Wirtschaftsführer erscheint und reich wurde. Aber nun beweist er, als reicher Mann, seinen gemeinnützigen Sinn. Er wendet sich dem Vermessungswesen zu, läßt Geometer die erste Vermessung der Alpen durchführen und schuf ein mächtiges Relief der ganzen Schweiz. Darnach stellte er den Meyer'schen

Schweizeratlas in 16 Blättern 1797—1813 her. Schließlich veranlaßte er den Luzerner Maler Reinhard zur Schaffung seiner bekannten 136 Trachtenbilder aus verschiedenen Kantonen. Dann leitete er als Präsident der Helvetischen Gesellschaft 1793 die Korrektion der Linthebene ein, machte sich verdient im Schulwesen und war erfolgreicher Staatsmann. Und wer erinnert sich nicht jenes Freundes Gœthes, Heinrich Meyer aus dem Zürchergeschlechte! Maler, Kunstschriftsteller, Kunstlehrer, Hofrat und Direktor in Weimar! Und dieser Mann war in Schillers «Horen», in Gœthes «Propyläen» und anderen Zeitschriften tätig. Er war mit Gœthe in Stäfa, und auch sonst mit ihm befreundet. Der Neubau des Schlosses in Weimar erhielt von ihm 4 Monumental-Rundbilder und viele andere malerische Schöpfungen seiner Hand. Mit Gœthe zusammen verfaßte er das Buch Winkelmann und sein Jahrhundert (1805). Er gab die Werke Winkelmanns (8 Bde.) mit heraus, veröffentlichte als Hauptwerk die Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern (3 Bde. 1824—36). Solche Persönlichkeiten richtig einzuordnen erheischte umfassende Studien.

Mancher bedeutende Mann findet aber auch überhaupt keinen Platz in unserer Gruppierung. Wo soll der berühmte Philantrop Isaak Iselin, der Begründer der Helvetischen Gesellschaft mit Salomon Hirzel und Salomon Geßner hin? Soll man ersteren wegen der «Ephemeriden der Menschheit» etwa unter die Schriftsteller reihen? Aber das sind seltene Ausnahmen.

Kehren wir zurück zu unserer Reihungsliste der genialen Schweizer. Wenn man die Liste durchsieht, dann fällt der Drang des Schweizers nach gemeinnütziger praktischer Tätigkeit auf. Dies zeigt sich nicht nur in der Zahl der Staatsmänner, sondern in vielem anderen. Zunächst darin, daß die Historiker an zweiter Stelle stehen, obwohl z. B. die Gruppe der Naturforscher sich aus einer Vielzahl solcher Fächer zusammensetzt. Das politische Interesse und der Sinn für das Staatliche trieb die Gelehrtennaturen unter den Schweizern vornehmlich zur Geschichte. Die Schweiz hat ähnlich viele Historiker wie Österreich, das durch den großen Erfolg der Habsburgischen Europapolitik ohnedies durch den Reichtum an Historikern und die bahnbrechende Kraft einer historischen Schule bekannt ist. Im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungsgröße hat

die Schweiz sogar etwas mehr Historiker als Österreich. Dann fallen die Zahlen der Heerführer und vor allem der Theologen als Organisatoren auf. Erklärten sich erstere noch aus den Verbindungen zu den beiden großen Nachbarmächten Österreich und Frankreich, in deren europäischen Geschäften damals für Soldatennaturen viel zu holen war, so ist die große Zahl der organisierenden Theologen der beste Beweis für den organisatorischen Drang des Schweizers, denn der theologische Beruf lenkte sonst nach einer ganz anderen Richtung (Priestertum). Auch die relativ große Zahl der Pädagogen ist nicht allein auf das Beispiel Pestalozzis zurückzuführen, ganz abgesehen davon, daß dieser Mann in dem Drange nach Menschengestaltung auch sein politisches Talent beweist. Die kleine Zahl der Theoretiker in der Politik, der Politiker, ist bei dem praktischen Sinne der Schweizer verständlich.

Es ist sehr lehrreich, Österreich der Schweiz gegenüber zu stellen, obzwar die Gruppierung nicht ganz übereinstimmen kann. Nach der Größenreihung stehen die Genialen in beiden Ländern folgendermaßen:

Schweiz		Österreich	
Organisatoren (Staatsmänner, Heerführer, Theologen als Organisatoren, Kaufleute, Politiker)	889	Bildkünstler (Maler und Bildhauer)	935
Geisteswissenschaften	340	Geisteswissenschaften	682
Naturforscher	197	Organisatoren	631
Bildkünstler	135	Musiker	524
Dichter	68	Naturforscher	456
Pädagogen	50	Schriftsteller	312
Schriftsteller	49	Dichter	236
Techniker	46	Techniker	175
Musiker	18	Schauspieler	107
		Pädagogen	82
	1792		4140

Die Großmacht Österreich, deren staatsmännische Leistung im Laufe der letzten 2 Jahrhunderte der Neuzeit unbestritten dasteht, bietet am Schlusse unserer Betrachtungsperiode gewiß den Höhepunkt der Zahl ihrer Organisatoren. Trotzdem steht ihre absolute Zahl unter jener der Schweiz. Die relative Zahl steht bedeutend hinter derselben. Das sagt sehr viel für diese Begabung des Schwei-

zers. Noch deutlicher zeigt sich die Physiognomie der beiden Länder in der Zusammensetzung der 3 bzw. 4 Hauptgruppen.

Schweiz		Österreich	
Organisatoren	889	Künstler	2114
Wissenschafter	587	Wissenschafter	1220
Künstler	270	Organisatoren	631
Techniker	46	Techniker	175
	1792		4140

Es ist ganz deutlich, daß Österreich mehr musisches Land, die Schweiz staaatsmännisch-politisches ist.

Während die große Zeit der österreich-ungarischen Monarchie gerade vor und in unsere Betrachtungsperiode (1650—1850) fällt, liegt die große Zeit der staatsmännischen Erfolge der Schweiz lange vor diesem Zeitabschnitt, in welchem eher ein Tiefpunkt des schweizerischen Staatslebens liegt. Damit erhöht sich noch weiter die relative Bedeutung der staatsmännischen Begabung des Schweizers. Die klassische Zeit der schweizerischen Staats- und Kriegskunst beginnt 1291 und läuft bis in die Reformation. An ihrem Anfang stehen die Bauern, die sich am Vierwaldstättersee zusammenfanden, an ihrem Ende stehen Waldmann und Zwingli. Unsere bisherige Betrachtungsperiode zeigt demnach nur die Epigonen, so stolz ihre Art und so groß ihre Zahl auch ist. Die größere Zeit, die der Bahnbrecher, war vorher gewesen.

Daraus ergibt sich, daß das politische Genie der Schweiz eine Dauererscheinung ist. Vorausgesetzt, daß wir den Nachweis erbringen können, daß eine zahlenmäßige Herrschaft auch in früheren Perioden feststellbar ist.

Wenn man die Zeit vor 1291 überblickt, dann nimmt man ein verhältnismäßig starkes Hervortreten des Adels wahr. Es ist bekannt, daß dem Schweizerboden sehr bedeutende Adelsgeschlechter entstammen. Verschiedene wie die Zähringer, starben aus, viele andere aber leben im späteren patrizischen Adel der Städte fort, die überhaupt ganz offenbar in den Jahrhunderten ihres Aufbaues die Auslese der Begabungen an sich zogen. Man kann es immer wieder feststellen, daß Familien, die als freieigene Bauern wie echte Edelgeschlechter auf dem Lande hausten oder dort erfolgrei-

che Handwerker oder Männer der Verwaltung lieferten, Begründer hervorragender städtischer Geschlechter wurden. Manchmal sagen es auch die Namen wie z. B. die Meyer (Maier, Gutsverwalter). Betrachtet man die Reihenfolge der Zahlen der Genialen der einzelnen Tätigkeitsfelder nach dem 13. Jahrhundert insgesamt, so wird man für diese Frühzeit natürlich im Vorhinein erwarten, daß die Wissenschaften keine besondere Stellung einnehmen. Die meisten Wissenschaften entstanden ja erst in der Folge des Humanismus, von den modernen Naturwissenschaften ganz zu schweigen. Nur die Geschichtswissenschaft ist früh entwickelt. Ebenso die Theologie und auch die Medizin.

Übersicht der Genialen von 1300 bis 1650.

Organisatoren 425: Staatsmänner 275, Org. Theologen 111, Heerführer 47, Kaufleute 10.

Wissenschaften 63: Historiker 36, Theologen 12, Ärzte 5, Philologen 5, Mathematiker 2, Philosophen 1, Naturforscher 1, Pädagogen 1.

Künstler 62: Dichter 24, Maler 20, Bildhauer 14, Musiker 4.

Die Gegenüberstellung dieser Periode (1300—1650) mit der erstbetrachteten (1650—1850) ergibt folgendes interessante Verhältnis:

	1. Periode	2. Periode
Organisatoren	245	889
Wissenschafter	63	588
Künstler	62	270

Die Organisatoren überragen also die Wissenschafter und Künstler in der ersten Periode je um das Siebenfache, in der zweiten Periode macht das Mehr der Organisatoren gegenüber den Wissenschaftern ungefähr 50 % derselben, gegenüber den Künstlern wenig mehr als das 3-fache aus.

Es ist natürlich, daß in früheren Zeiten die Aufwendungen der Menschen für das Leben relativ größer waren. Aber es ist auch eine unbeantwortete Frage, ob ältere Zeiten an sich nicht musischer als spätere waren; der relativ größere Anteil, den die Künste gegenüber den Wissenschaften in unserer ersten Periode haben, dürfte dies wohl andeuten. Mindestens war das relative Verhältnis des Musischen und des Denkerischen anders als heute. Sei dem wie

ihm wolle, die Zahl der Organisatoren der älteren Periode ist bedeutend und sehr auffallend. Daß wir keine Vergleichszahlen aus anderen Ländern gegenüber stellen können schadet kaum, weil diese Länder ja von Fürsten regiert waren und sich damit völlig andere Werte ergeben, die kaum vergleichbar wären. Die eindrucksvolle Tatsache bleibt immer bestehen, warum die Eidgenossen um ihre Freiheit gekämpft und so gekämpft haben, daß sie dauernden Erfolg hatten. Andere Bauern, die Stedinger und die Dithmarschen am Meere im Norden hatten auch einen verbissenen Kampf um ihre Freiheit gekämpft, auch ihr Heldentum ist unvergänglich, aber sie konnten sich doch nicht auf die Dauer behaupten. Und die stolzen Bewegungen unter den Bauernkriegen, nicht alle waren von Format, haben schließlich ausnahmslos versagt. Selbst die Tiroler unter Gaismayer haben nicht erreicht, was sie wollten, so gut ihre Ideen waren.

Ratzel hat einmal geglaubt, daß Gebirgsvölker, die sozusagen mit dem Rücken an einer schützenden Wand stehen, von gesteigertem Freiheitsgeiste seien und man stellte sich den Freiheitswillen der alten Eidgenossen eben gerade durch die Schutzlage des Hochgebirges und ähnliche Umweltwirkungen gesteigert vor. Das Alpengefühl dränge empor zu Freiheit und Unabhängigkeit. Aber dem steht wohl ebensoviel an jener natürlichen Kurzsichtigkeit in Weltdingen gegenüber, die Gebirgsvölkern sonst eigen zu sein pflegt, die aber den Bauern um den Vierwaldstättersee doch offenbar mangelte!

Nein, mit jenen im 19. Jahrhundert beliebten Deutungen aus Umwelttheorien kommt man bei diesem singulären Falle nicht durch und man hat es angesichts der großen Masse genialer Köpfe auch nicht nötig. Der Gedanke liegt viel näher, an das zu Taten drängende Genie zu denken. Daran war die Schweiz eben besonders reich.

Wir schließen eine zweite Statistik an, die die Stellung der Urschweiz gegenüber anderen Kantonen in derselben Frühzeit sichtbar macht. Es handelt sich um die Glanzzeit der eidgenössischen Kriegskunst, in der die Urschweiz zwar nicht mehr allein die Führung hatte, die genealogischen Quellen und die geschichtlichen Ereignisse aber gerade in voller Frische vor uns stehen. Es ist die Zeit

der Burgunder- und des Schwabenkrieges, wo große militärische Erfolge vorausgeeilt waren und der staatsmännische Atem gewissermaßen einen Moment stockte. Damals zeigten sich auf Seite des Reiches und insbesondere der Habsburger immer irgendwie Anzeichen der Rückständigkeit, der Halbheiten, des Säumens oder des nicht Klappens, während sich auf der Seite der Eidgenossen politisches und zielsicheres Zugreifen zeigt, dem der Erfolg nie ausbleibt. In jener Zeit, da die Schweiz zur Kriegsmacht von europäischem Rang aufstieg, hatte die Urschweiz durch die Zahl ihrer großen Staatsmänner immer noch eine führende Stellung innerhalb der Eidgenossenschaft.

Das kann kein Zufall sein! Hier, von wo die politische Bewegung ausging, lebte noch die größte menschliche Kraft zur Gestaltung der öffentlichen Dinge. Wenn Bern, die alte Adels- und Offiziersstadt, durch alle Zeiten ihren hohen Rang an hervorragend begabten Geschlechtern bewährte, so ist dies ganz natürlich daraus zu erklären, daß schon bei seiner Gründung von den Zähringern Familien zusammengezogen wurden, die die Kraft besaßen, die grossen Aufgaben dieser Stadt gegen Westen zu erfüllen. Und wenn das volkreiche Zürich oder der mit alten historischen Kräften schon aus der Römerzeit her ausgestattete Kanton Graubünden zahlreiche edle Familien aufwies, so sind dies natürliche und im Vorhinein anzunehmende Erscheinungen. Wenn aber ein Hochgebirgsland wie Unterwalden oder Uri durch große Zahlen hervorragender Staatsmänner auffällt, dann bedeutet dies mehr. Und kann man auch die Ursache dieses Zustandes nicht so ohne weiteres erklären, er selbst weist jedenfalls auf ihre führende Stellung hin.

In unserer Frühperiode (bis 1650) stehen neben Bern mit 40 und Zürich mit 35 die Waldstätte Ob- und Nidwalden mit 27 sowie Uri mit 23 an der Spitze aller Länder. Und in der engeren Zeitperiode des 15. Jahrhunderts, das Zeuge jener großen Ereignisse war, steht Ob- und Nidwalden neben Bern auf gleicher und einziger Höhe. Das sind entscheidende Beweise, denn man muß bedenken, daß die Volkszahlen jener Städteländer und der Bauern der Urschweiz im umgekehrten Verhältnisse weit auseinandergingen.

Dazu tritt ein geschichtliches Phänomen: Obwalden. Ist es nicht die Heimat jenes berühmten Landleutegeschlechtes von Flüe am

Sachslerberg, dem der berühmte Klaus von Flüe entsprang? Er, der schweiz. Nationalheilige, ist ein staatsmännisches Genie, das eine ganze Kette von einander folgenden führenden Schweizer Staatsmänner seines Blutes hinterließ. Er birgt wirklich und symbolhaft alles in sich, was man als Inbegriff des Schweizerischen hinstellt: die Heimatliebe, die den aus dem öffentlichen Leben in eine elsässische Einsiedelei fliehenden Mann zwingt, auf sein väterliches Gut zurückzukehren, wo er in einer Waldschlucht sein weiteres Leben verbringt, das überlegene politische Denken, dem sich auch der der Welt abgewandte Einsiedler nicht entziehen kann, der Drang nach gemeinnütziger Tätigkeit, der ihn bis zu seinem Ende beherrscht. Bruder Klaus ist aber vor allem Schweizer, das Vaterland ist für ihn der weitere Begriff und wichtiger als die Heimat, er denkt mehr im Vaterland als die damalige Gesamtheit seiner Zeitgenossen. Es ist der erste Schweizer Patriot und damit eilte er seiner Zeit wegweisend voran. Ganz besonders interessant ist seine staatsmännische Persönlichkeit. Einem Wunder gleich wandte er, der Eremit, durch seinen politischen Rat eine Krise ab, die den Fortbestand der Eidgenossenschaft bedrohte, als sie durch die Siege über Burgund eine Großmachtstellung erlangt hatte, die mit dem losen Gefüge ihrer inneren Verfassung in schreiendem Widerspruch stand. Sein Einfluß verhinderte den drohenden Bürgerkrieg und öffnete den Städten Freiburg und Solothurn den Eintritt als vollberechtigte Glieder in den Schweizerbund. Das Protokoll der Tagsatzung stellte den offiziellen Dank für den Eremiten an die Spitze. Das durch ihn gerettete Verfassungswerk des Stanser Vorkommnisses hat sich in den Stürmen der Reformation bewährt, es ist bis 1798 Grundlage der Eidgenossenschaft geblieben. Auch fremde Politiker warben um seine Hilfe. Schon 1479 meldet der venezianische Gesandte seinen Ruf nach Venedig. 1480 bemühen sich österreichische Agenten um seinen Einfluß. 1483 sendet der Gesandte Ludoviko Moros einen interessanten Bericht über seinen Besuch beim Seligen nach Mailand, dessen große Vertrautheit mit der politischen Lage er hervorhebt. Bruder Klaus ist Mystiker und Diplomat, im Unbewußten ruht das Genie. So wurde er zum Symbol des Schweizertums.

Kein Zweifel, am Vierwaldstättersee, mit dem das direkt

besiedelte Alpenvorland nicht nur in die Hochalpen langte, sondern an dem der Paßverkehr über den Gotthard, dem zentralen Alpenpaß, gesammelt wurde, haben kluge Bauern gelernt, in die Dinge Europas zu schauen, das damals im deutschen Reiche sein Kernland besaß. Aber in diesen Bauern steckte doch mehr als gewöhnliche Klugheit und sie haben Taten geschaffen, die eine stolze Volksüberlieferung prägten, an der sich später politische Talente mehr als es sonst der Fall war entzündet haben und zu Taten angefeuert wurden. Daß es Bauern und Bürger und keine Fürsten waren, die in dieser Zeit der reinen Fürstenherrschaft ihren Staat bauten und regierten, gibt zum Denken Anlaß. Dieser ausnahmsweise Weg steht über der üblichen Betrachtungsweise von Ursache und Wirkung in der Geschichte. In der Zeit des Ausbaues der Landesherrschaften war es schließlich alltäglich, daß freie und halbfreie Bauerngenossenschaften oder andere Gebilde, wie Städte, sich um die Reichsunmittelbarkeit und überhaupt um ihre Freiheit kümmerten. Darin ist der Fall der Eidgenossen nicht vereinzelt. Aber die sachliche Klugheit, mit der das Ganze von ihnen betrieben wurde, das Gefühl für das richtige Maß der anzustrebenden Rechte, der reale Sinn für Macht und die Wahl der besten Zeitpunkte, die überlegene Ausnützung der Umstände, das alles ist nicht alltäglich, weil es nicht einmal, sondern immer wieder sich zeigt. Und viel weniger als idealer Schwung schaut dabei überall der praktische Sinn dieser Bauern hervor. Und daß sie dann von der ersten Schlacht an so ihren Mann stellten und immer alle taktischen Vorteile im Kampfe der Waffen zu nutzen verstanden, fällt auch immer wieder auf.

Der Weg zur souveränen und freien Republik führte schon 1332 zum Ziele! Nicht ein halbes Jahrhundert nach dem ewigen Bunde von 1291 war verstrichen! Das ist staunenswert. Hier zeigt sich eine überraschende politische und militärische Schlagkraft und man hat an der Seite dieser Bauern auch im Verfolge der weiteren Ereignisse das sichere Gefühl, daß alles glatt gehen werde, wie man es immer hat, wenn ein starker Arm führt. Krisen brachten damals nur die Städte. Aber Sempach und Näfels schlugen alles durch, was im Wege stand. Und in den Burgunderkriegen stieg die Eidgenossenschaft zur ersten Kriegsmacht Europas empor. Das war

kaum ein Jahrhundert später. Die besten Ritterheere der Welt brachen nicht bloß unter den «wilden Hieben der Bauern» zusammen, sondern erlagen einer modernen, von den Eidgenossen erfundenen Kriegskunst. Wenn eine Macht aus eigener Kraft aufsteigt, dann begleiten ihren Weg immer neue politische Gedanken und diplomatische und militärische Erfindungen. Das ist weder Zufall noch Glück, sondern es ist die Frucht der Häufung einer Auslese von Männern, die sich um eine Idee seit langem sammelten, in sie ihr Bestes legten und die eben als Auslese Bestes zu geben hatten. Solche Vorgänge sind typisch, wenn auch jeder einzelne Vorgang einmalig ist.

So erfolgte der Aufstieg des Rittertums als der einer bäuerlichen Auslesegruppe in den Jahrhunderten des Waffenddienstes während des langen, harten Kampfes der Salier gegen Rom. (Vgl. Helbok, das staufische Rittertum, eine Auslese germanischen Bauernblutes, Seite 97, in Festschrift für O. Reche 1939.) Hier erwuchs mit dem Aufstiege einer ganz bestimmt gerichteten Begabungsmasse ein neuer Stand mit festgefügten, bis ins letzte ausgebauten Lebensformen und einer neuen Weltanschauung. Nur weil eine straffgeformte Auslesegruppe sich sammelte, war eine solche Bewegung von geschichtlich epochaler Bedeutung möglich. Nichts, was groß ist, und innerhalb der menschlichen Gesellschaft auf längere Dauer entsteht, ist möglich ohne einen bestimmt gerichteten sozialen Ausleseprozeß, der die Grundlage und Voraussetzung dazu ist. War es beim germanischen Rittertum der Aufstieg alter heroischer Formen, männliche Haltung, Beherrschung, Ehre, so war es bei unseren Bauern der Aufstieg politischer Ideale alter Bauernfreiheit. Für sie entzündeten sich die politischen Begabungen im Volke. Diese sammelten sich und wurden Träger und Führer der Idee. Sie wurden eine Auslesegruppe, aus der Staats- und Kriegsmänner in wachsender Zahl emporstiegen. Eine solche Gestalt der eben berührten Zeit war ja Hans Waldmann. Er stammte aus einer Familie, die über St. Gallen und Zürich ausgebreitet war und viele begabte Männer dem öffentlichen Leben geschenkt hatte. Er war Staats- und Kriegsmann. Da er in seiner Zeit körperlich und geistig wurzelte sah er die Schäden der Geschlechterherrschaft in Zürich, das er groß und angesehen machen wollte, weil er politi-

scher Idealist war. Deshalb griff er ordnend in das Leben des Klerus ein, weil solche Ordnungstaten im Denken seiner Umgebung vorbereitet waren. Deshalb ordnete er Finanzen, Militär und Recht. In der Rechtseinheit gingen seine Reformen der Zeit weit voraus. Aber sie fußten auf Ideen der Auserlesenen seiner Zeit. An seine großartige Innenpolitik schloß sich eine ebensolche Außenpolitik. Seine österreichisch-mailändische Politik kennzeichnet den großen Staatsmann und guten Patrioten.

Wie bei allen solchen Vorgängen, wo eine Auslesegruppe und aus ihr heraus besonders große Einzelne zur Tat schreiten, die dann auf lange Sicht befreiend oder wegweisend wirkt, wandte sich auch gegen ihn der Geifer der Minderwertigen. Es ist ein negatives Abstandsgefühl, das sich dann in Neid und schließlich in moralisierende Empörung wandelt. (Vgl. das Lebensbild Waldmanns bei Schollenberger, Geschichte der Schweizer-Politik Bd. 1, 1906). Die nüchterne klare Sachlichkeit, der Hang zum praktisch Gegenständlichen der Schweizer Alemannen, der uns an der Berufsgliederung der Genialen auffiel, tritt in der Kirchenfrage ganz überraschend hervor. Zieht man die sonstige deutsche Haltung dem Klerus gegenüber zum Vergleiche mit den Eidgenössischen heran, dann fällt der Unterschied deutlich auf. Es sind hier die «alten Übungen und Gewohnheiten» aus der Zeit vor der Reformation gemeint. Wenn die Geistlichen als Glieder des gemeinen Wesens des Staates und der Gemeinden angesehen werden, die sich in nichts von anderen unterscheiden, wenn die Zivil- und Strafgerichtsbarkeit in allen außergeistlichen Dingen konsequent in Anspruch genommen wird, also das privilegium fori der Geistlichkeit verworfen wird, wenn die Ausdehnung der kirchlichen Jurisdiktion in weltlichen Dingen konsequent verhindert wird, dann zeigt sich hier ein bei deutschen Verhältnissen ungewöhnlicher Sinn für den Staat und seine Autorität, verbunden mit kraftvoller Haltung, wie sie nur einer festen Hand eignet. Dasselbe gilt von der Kirchenzucht, die weltliche Behörden einfach handhabten, wenn die öffentliche Sicherheit gestört wurde und die kirchlichen Behörden nicht einschritten. Hier zeigt sich jener hohe Ordnungssinn, der zur Staatskunst gehört.

Dasselbe gilt von den Steuern und sonstigen Bürgerpflichten der Geistlichen. Man mutete ihnen ganz selbstverständlich alle Lasten

zu, die auch anderen Bürgern auflagen. Das Privilegium immunitatis wird wie das privilegium fori verworfen. Das wird durch allgemeine Satzungen verfügt, «wenn die Klöster nicht steuern wollen, wie die Landleute, so sollen sie Holz, Feld, Wasser, Wunn und Weiden meiden». Bis ins kleinste sind Steuerrechte, Kastvogteirechte, Veräußerungsfragen wie alle besitzrechtlichen Dinge geordnet, und all dies mutet einen oft ganz modern an. Lange vor der Reformation stellt hier die Schweiz eine Ordnung her, die in deutschen Landen vereinzelt sein dürfte, in Süddeutschland bestimmt. Vor Bischöfen und geistlichen Fürsten war da auch nicht Halt gemacht.

Solche Zustände sind nichts anderes, als der Ausfluß eines hohen staatsmännischen Geistes, und da sie nicht das Werk regierender Fürsten, sondern von Volksgemeinschaften einer Demokratie sind, so muß dieser Geist eben im Volke gelebt haben. Deshalb macht man mit der Betrachtung dieser Dinge einen Blick ins Volkswesen.

Der Unterschied zeigt sich aber auch im Vergleiche Luthers mit Zwingli, denn beide sind Gipfelpunkte der Volksart, aus der sie stammen. Luther hat sich ganz auf die Kirche beschränkt und ist nur religiöser Reformator. Er hat den Glauben und den Kultus reformiert. Den Gläubigen eine Verfassung zu geben, sie zu einer Kirche zusammenzuschließen, das lag ihm völlig ferne. Er glaubte sogar, politisch echt kindhaft, es bedürfe dessen nicht, weil der gereinigte Glaube ohne äußere Verfassung fortbestehen werde.

Zwingli war auch politischer Reformator, er hat nicht nur den Glauben und den Kultus, sondern auch die Kirche als den äusseren Verband der neuen Mitglieder organisiert. Ja er hat überhaupt in staatliche Dinge reformierend eingegriffen. Er war ein humanistisch feingebildeter Mann. Luther war Mystiker. Zwingli war ein aufgeklärter Geist, Luther war mönchisch verbohrt. Es ist bekannt, daß er an den Teufel glaubte. Und im Unterschiede des Abendmahlgespräches zeigt sich wieder der nüchterne Alemanne Zwingli, der klar und folgerichtig denkt. Zwingli war bestimmt nicht der erste Theologe, der Staatsmann wurde, aber er ist der bedeutendste geworden. Wenn im 17. und 18. Jahrhundert laut Ausweis unserer Genialen viele Theologie studierten, die dann Staatsmänner wurden, eine ganz auffallende und nur in der Schweiz

sichtbare Erscheinung, so ist Zwingli für sie alle das prägende Vorbild geworden. Aber die politische Anlage war eben in allen vorhanden. An all dem erkennt man das drängende Talent, das im Schweizer steckte, der unüberwindliche Hang zur öffentlichen Wirksamkeit. Und so wuchs er auch zu dem Drange empor, die Dinge des in glänzendem Aufstiege aus staatsklugen Handlungen und siegreichen Schlachten gewordenen Staates selbst zu gestalten, als das zerfahrene deutsche Reich endlich nach oftmaligen, immer vergeblichen Anläufen eine Reichsform in Angriff nahm. Es ist müßig, zu betonen, daß die Schweiz damals nicht vom Reiche wegwollte, sie wollte einfach Herr im Hause sein. Denn es war gar keine Frage, daß die Schweiz Reichspflichten hatte. Sie hatte sie auch noch kurz vor dem Schwabenkrieg praktisch anerkennt und es hatte sich seither gar nichts geändert. Eine andere Frage ist, ob die überragende Gestalt Waldmanns nicht trotzdem einen Weg gefunden hätte, die Schweiz als Glied des Reiches zu erhalten, denn wie Schollenberger (Geschichte der Schweizer Politik a. O. Seite 290 ff.) darlegt, war sie mit ihrem Austritt aus dem Reiche in eine nicht ungefährliche Lage gekommen.

Immerhin ist aber wieder der Basler-Friede, der nach dem Schwabenkrieg geschlossen wurde, ein Zeugnis für das politische Ansehen der Schweiz, das durch ihre Siege im Schwabenkriege noch gestiegen war. Es ist der erste große Staatsvertrag mit dem Reiche und in ihm erscheint die Schweiz als ebenbürtiger Partner.

Auch die Entwicklung zum Absolutismus der Geschlechter in einer Reihe von Kantonen darf in unserer Betrachtung einbezogen werden, die eben vom Genie und dem genialen Geschlecht handelt. Man darf nicht annehmen, das Vorbild Frankreichs in der Entwicklung des Absolutismus des Königtums sei in der Schweiz in der selben Richtung maßgebend gewesen, wenigstens bestimmt nicht allein. Schließlich war ja die Schweiz nicht ein Fürsten-, sondern ein Bauern- und Bürgerstaat. Hier herrschten vom Anfang an andere Gesetze.

Gewiß, Ludwig XIV. hatte in steigendem Maße mit zahlreichen schweizerischen Truppen auch viele Offiziere an sich gezogen. An seinem Hofe wurden die Erlach, Lentulus, Diesbach, Tillier von Bern gebildet, jener Stadt, die überhaupt einen alten allein rats-

fähigen Adel hatte. Dann waren die Schmid von Uri, die Reding und Schorno von Schwyz, die Pfyffer von Luzern, die Lussi von Unterwalden, die Zurlauben und Schumacher von Zug, die Tschudi und Freuler von Glarus, die Suri, Roll und Besenval von Solothurn, die Salis und Sprecher aus Graubünden neben Walliser und Freiburger Geschlechtern an seinen Hoffesten beteiligt und wurden von dem Geiste des Absolutismus erfüllt, aber der Schweizer Absolutismus war damals längst schon auf dem Wege, er bedurfte des französischen Vorbildes nicht. Nachdem jenes drängende politische Talent den Staat nach innen und außen gebaut, griff es in die letzten Folgerungen im Innern. Das ist ein kulturmorphologisches Gesetz, alles drängt einseitig ins Wachstum. So kam es zur Überspitzung einstiger Macht der Geschlechter geradeso wie beim Königtum in Frankreich.

Die seit Jahrhunderten vor allem durch die Legisten und die traditionsstarke beharrende Kraft des französischen Königtums beförderte Machtsammlung, die aus einer Geballtheit des politischen Könnens angetrieben war, hat in Frankreich den zentralen Einheitsstaat am frühesten reifen lassen. Und in der Schweiz drängte das staatsmännische Genie so vieler Geschlechter der Städte in eine ähnliche Situation, ganz von selbst, d. h. aus der inneren Wesenheit heraus. Man muß nur den Vorgang des Ausbaues des Absolutismus im einzelnen betrachten, um sich darüber klar zu werden. Fürs erste bestand er in der Schmälerung der Rechte der Landschaft und der gemeinen Herrschaftsgebiete im Interesse der sich entfaltenden Staatsgewalt und der sie repräsentierenden Bürgerschaft der Städte, dann in der Einschränkung und Schließung des Kreises der Bürger selbst, indem man keinen neuen Bürger aufnahm oder die Neuaufnahme sehr erschwerte, endlich indem man die Regimentsfähigkeit, vor allem die Ratsfähigkeit, auf einen exklusiven Kreis bestimmter Bürgerfamilien einengte, also die Herrschaft des Patriziates begründete. Diese Ringe der Entwicklung folgen sich auch zeitlich in der angeführten Reihenfolge, da und dort kreuzen sie sich. Daß das französische Vorbild im Anfangsstadium gar nicht maßgebend war, beweist die straffe Leitung, die der große Staatsmann Waldmann in Zürich schon im 15. Jahrhundert schuf. Schon um die Wende des 16. Jahrhunderts hörten dort die

Volksbefragungen auf, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begann die Abschließung der Bürgerschaft, im Jahrhundert darauf entstand das Patriziat. Daß der Gegensatz zwischen «Junkern» und «gemeinen Bürgern» schließlich hervorwuchs, war eine natürliche Folge.

Wir schließen damit unsere Betrachtung ab. Sie hat uns gezeigt, daß der Größe und der spezifischen Art der geschichtlichen Ereignisse parallel die Zahl und die räumliche Gruppierung der genialen Staatsmänner und Heerführer ging. Die geschilderte Anlagenart des Schweizers bestand also in allen Zeiten in der überwiegenden Kraft des staatsmännischen Talentes, im Ganzen der organisatorischen Begabung und Hang zum gemeinnützigen Wesen.

2. Das Wesensbild des Volkes aus der räumlichen Verteilung der Genialen.

Die Verteilung der Genialen Österreichs im Raume hat die Bodenständigkeit und Heimatgebundenheit des Genies gezeigt. Es ergab sich dabei ein grundsätzlicher Unterschied in der Verteilung der gemütswertigen Anlagen der Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer und der Verstandeswertigen, der Gelehrten und Organisatoren. Die ersteren sind vielfach im alten Kulturlande beheimatet, wo immer Siedlung war, seit der Jungsteinzeit, wo sich über Illyrier oder Kelten die Germanen legten. Die letzteren treten auffallend im mittelalterlichen Rodungslande, also nicht nur oder nicht so sehr im Altlande, sondern vor allem im Neulande auf. Schriftsteller und Architekten nehmen zwischen beiden Gruppen eine Übergangsstellung ein. Außerdem haben alle einzelnen Berufsgruppen jener beiden Großgruppen neben einer gewissen Streuung ihre besondere Heimat oder doch Landschaften besonderer Sammlung. Daran gewinnen die österreichischen Bundesländer in der sehr verschiedenen Zusammensetzung ihrer Genialen ein immer wieder anderes Charakterbild. Im allgemeinen meiden sich die Landschaften der gemüts- und der verstandeswertigen Probanden, aber es gibt einzelne Landschaften, in denen beide stark vertreten sind und diese Landschaften, die also ganzheitlich veranlagt erscheinen, sind besonders vollwertige Glieder der österreichischen Volkskultur. Leider fällt hier gerade Südtirol, die ganzheitlichste und an Begabungen reichste Landschaft des alten Österreichs, ein

Zentralherd des deutschen Genius, heute aus dem Staatsraum heraus.

Die überraschende Gliederung der Genialen im Raume gibt der Forschung nach den tieferen Gründen durch die Klarheit und Umgrenztheit der Erscheinungen vielen Anreiz.

Man möchte erwarten, daß das westliche Alpenland, die Schweiz, dieses Bild einigermaßen ergänzte oder vertiefen helfe. Die Dinge liegen aber hier vollkommen anders. Zunächst ergibt die Durchsicht unserer Karten, daß, von den Mangelverhältnissen der Gruppen abgesehen, der belegte Raum so gut wie konstant, also durchwegs der gleiche ist. Gewisse Abweichungen werden uns noch befassen. Damit erscheint die gesamte Schweiz als ganzheitlich veranlagt. Solange dererlei Studien nicht andere ähnliche Fälle in Europa beibringen, muß uns diese Tatsache als eine schweizerische Besonderheit erscheinen, die wir mit der bekannt allgemein hochstehenden schweizerischen Intelligenz gut vereinbar finden. Die auch noch feststellbare Tatsache, daß es so viele einzelne Geniale gibt, die auf verschiedenen Gebieten hervorragend schöpferisch tätig waren, mag im allgemeinen in den Verhältnissen des 18. Jahrhunderts begründet liegen, wo die Ausbildung des Spezialistentums noch nicht so weit gediehen war. Immerhin scheint es, als ob die Zahl jener Männer in der Schweiz auffallend groß gewesen sei. Daß der engere Alpenraum der Schweiz an der Zahl der Genialen hinter dem offenen altbesiedelten Vorland zurücksteht, hat natürlich nichts weiteres zu bedeuten, als daß die Alpen eben dünner besiedelt sind. Das ändert nichts an der Tatsache der verhältnismäßig gleichartigen Ausbreitung aller Genialenarten.

Da wir uns mit der Feststellung dieser Tatsache allein nicht begnügen können, so müssen wir die Situation des schweizer Bodens so weit untersuchen, daß wir jene Erscheinung der Ganzheit verstehen können. Wir veranstalten daher einen kurzen Überblick über die alte Natur- und Kulturlandschaft der Schweiz als Schauplatz des Volkslebens. Der Boden der Alpen, der durch die Schweiz geht, setzt sich aus den zwei parallellaufenden Gürteln zusammen, die als die Schiefer- und Kristallinzone der Zentralalpen, dann, nördlich anschließend, als die Flysch- und Kalkzone bekannt sind. Ihnen vorgelagert ist ein Gürtel jungtertiärer Hochebenen und glazialer Auf-

schüttungen. Das besondere der Schweiz ist aber noch, daß vom Rheinknie bei Basel südwärts ein Gürtel der Flyschzone gelagert ist, das Juragebirge.

Die Bewaldung dieses ganzen Gebietes war einst so, daß der Raum vom Genfersee bis zum Bodensee mit einem Mischwald aus Eichen und Kiefern belegt war, nur südostwärts des Thuner- und Vierwaldstättersees in der Hochgebirgszone, herrschte die Fichte. Eine gewisse stärkere Bewaldung wies innerhalb jener ersteren Waldzone der Raum zwischen Zürich-, Bodensee und Rhein, sowie die Nordwestabdachung des Juras auf. Aber die ganze Eichen-Kiefernzone war lichter Wald, und selbst dort, wo er geschlossen war, ward er von Siedlern aller Zeiten durchdrungen. So erklärt sich, daß alle vorzeitigen Kulturen über den Eichen-Kiefernraum sich siedelnd ausbreiten konnten. Der westliche Kulturkreis z. B. lag über der ganzen Schweiz bis zur Hochgebirgsregion südöstlich des Vierwaldstättersees gebreitet. Die Bronzezeit griff über diesen See tiefer ins Gebirge hinein, auch die Latène. Das Ergebnis der Vorzeit ist, daß der Boden von Aare und Neuenburgersee ostwärts, hauptsächlich entlang der Flußtäler, vor allem um den Westbogen des Zürichsees und die Aare aufwärts bis zum Brienzersee teilweise sehr dicht besiedelt war. Rhone und Rhein waren bis zu ihren Quellen erfaßt. Aber das Entscheidende ist, daß die Siedlungsmasse aller Perioden der Vorzeit genau im selben Raume liegt. Damit weicht die Schweiz von den anderen Verhältnissen des südlichen Mitteleuropa grundsätzlich ab. Die römische Zeit brachte wie überall so auch in der Schweiz eine Siedlungsintensivierung und eine etwas gesteigerte Einbeziehung des Hochgebirges. Vom Zürichsee ging eine ununterbrochene Siedlungskette über den Walensee zum Rhein. Das Waadtland war nun mit Streusiedlung belegt. Das römische Straßennetz überwand die Pässe und legte sich stark über das Mittelland. Aber auch das Gros der römischen Siedlungslandschaft lag im bisherigen Raume. So erklärte sich, daß die Alemannen sofort den ganzen großen Raum besetzen. Die Intensitätsformen waren dieselben wie bisher und die Landnahme erfolgte wie in Süddeutschland in den Formen der Sippensiedlung, obwohl der Vorgang etwas später als dort war. Im großen und ganzen haben wir es bisher mit der auch sonst festgestellten Siedlungskontinuität zu tun.

Und nun ist es interessant, daß die mittelalterliche Rodung auf demselben Raume, in welchem alle Völker und Kulturen bisher ausgebreitet waren, stattfand. Zuerst war es die Frührodung des 8. und 9. Jahrhunderts, die durch die Ausbreitung der Weilerorte markiert ist. Dann liegen im selben Raume, nun tiefer ins Hochgebirge dringend, die Bachorte. Diese Type, die die organisierte intensive allgemeine Waldrodung im deutschen Mitteleuropa, etwa im 10. Jahrhundert einleitet, und sonst im Anschlusse an ausgesprochene Waldgebiete scharf umgrenzte Landschaften bildend auftritt, ist über die ganze Schweiz hin dünn ausgestreut. Schließlich sind über die ganze Schweiz, nicht bloß das Hochgebirge, die Rodungsnamen im engeren Sinne gebreitet. Zu beiden Seiten der oberen Aare und des Thunersees treten sie etwas gehäufter auf, aber sie sind sonst überall, wogegen es viel dichtere und abgegrenzte Häufungen dieser Ortsnamen in den spezifischen Rodungsgebieten Deutschlands gibt. Man erkennt daraus deutlich, daß die Rodung in der Schweiz keine Flächenerscheinung, sondern eine örtliche, punktartige war. So erklärt sich, daß ihr Raum sich mit dem Siedlungsraum deckt, der seit der Jungsteinzeit bis in die Tage der germanischen Landnahme bewohnt war. Und daß im selben Raume die germanische Landnahme unmittelbar stattfinden konnte.

Schließlich ist die Schweiz ja auch von romanischen Ortsnamen, wenn auch mit unterschiedlicher Dichte, völlig besetzt. Sie treten am stärksten westlich der oberen Aare (-acum-Namen), an der oberen Rhone und vom Rhein zum Walensee auf, aber auch, wenn auch viel dünner, um den Vierwaldstättersee und vom Rheinknie ab südwestwärts. Sonst sind sie gewiß sehr sporadisch. Daraus schließen wir, daß auch die Romanisierung der Schweiz eine verhältnismäßig allgemeine war, insofern wenigstens, als es keine Großlandschaft gibt, die von ihr völlig verschont geblieben wäre.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich, daß jener Raum, auf dem sich alle genialen Gruppen ausbreiten und damit gegenseitig dekken, auch in der Siedlungswelt der Vor- wie der Römerzeit, aber auch der Landnahme wie der Rodung immer derselbe Lebensraum blieb. Jene für den süddeutschen Raum so typische oft sehr grundsätzliche Scheidung in Gefilde und Wildland gibt es in der Schweiz nicht. So kann man auch nicht flächenmäßig Unterscheidungen zwi-

schen Alt- und Neuland machen. Gewiß sind Unterschiede vorhanden, das zeigt die mehrfach belegbare Rodung, aber diese Unterschiede der Natur sind so untergeordnet, daß sie nur als punktartig bezeichnet werden können. Der Boden der Schweiz war also allgemein durchdringbar. Dieser Zustand der natürlichen Umwelt ist die äußere Ursache jener oben hervorgehobenen ganzheitlichen Gestaltung geworden. Gewiß haben wir ja die Genialen der Zeit von 1650—1850 vor uns, aber das was wir soeben über das Siedlungs- und Kulturleben der ganzen Zeit vorher erfahren haben, bietet genau dasselbe Bild. Der Schweizerboden zeigt eine bedeutende Ausgeglichenheit, innere naturhafte Schranken fehlen ihm. Dies setzt uns umsomehr in Erstaunen, als wir ja die Schweiz als ein Gebirgsland zu betrachten gewohnt sind. Allerdings zeigte uns die relative Verteilung der Bevölkerung schon auf den alten Siedlungskarten sowie an den Genialen, daß die Hauptmasse der Bevölkerung vor den Hochalpen liegt, die einen relativ kleinen Raum des gesamten Staatsgebietes einnehmen. Die Karte der Bevölkerungsdichte gibt das Bild der Gegenwart, es entspricht natürlich im Gegensätzlichen auch dem Bilde früherer Zeiten.

Ehe wir zu letzten Schlüssen vordringen, muß nun aber doch eine genauere Untersuchung der wenn auch kleinen Unterschiede im Ausbreitungsbild der Genialen durchgeführt werden. Wir müssen uns von Anfang an darüber klar sein, daß die Unterschiede im Ausgreifen auf das Hochgebirge in den Mengenverhältnissen der genialen Typen liegen können. Es ist selbstverständlich, daß eine sehr große Gruppe auch in den sonst geringeren Zahlenbeständen der Hochgebirgsbevölkerung ihre Vertretung hat. Anderseits müßte das relativ starke Auftreten einer an sich schwachen Gruppe im Hochgebirge auffallen und eine besondere Begabungsart seiner Bevölkerung zeigen. Um einen verläßlichen Vergleich durchführen zu können, wurde eine Karte des ältesten, allzeit offenen, respektive besiedelten Landes hergestellt. Sie entstand aus der Zusammenschau aller Siedlungskarten von der Jungsteinzeit bis zur germanischen Landnahme, diese eingeschlossen. Alles spätere mochte der Rodung zu gute kommen. Wir gewinnen damit also, groß genommen, eine Karte des alten Siedlungslandes. In gewisser Hinsicht sprechen wir also insofern von Alt- und Neuland, als das

Hochgebirge natürlich erst später zu einer stärkeren Bevölkerung gelangt ist. Legen wir auf diese Karte der Reihe nach die Genialen-Karten, so ergibt sich folgendes: Im Altlande treten auf Juristen, Theologen, Philosophen, Mathematiker, Ärzte, Geographen, Pädagogen, Musiker, Dichter, Maler, Architekten. Im Neulande treten auch auf Staatsmänner, Politiker, Techniker, Historiker, Wirtschaftsführer, Heerführer. Das sind aber im wesentlichen die starken Gruppen. Nach dieser Verteilung könnte man nicht behaupten, daß sich Gemüts- und Verstandeswertige grundsätzlich nach Alt- und Neuland scheiden, wenn man auch da und dort relative Unterschiede wahrzunehmen glaubt. Aber das ist so sehr Gefühlssache, daß man darauf nicht aufbauen kann. Höchstens die Theologen als Organisatoren fallen als «Roder» stärker auf. Daß begabte Gebirgssöhne den Weg vor allem ins Theologiestudium finden, ist eine bekannte und erklärliche Tatsache. Dort drängte dann ihr organisatorisches Genie in die gemeinnützige Tätigkeit. Es gibt kaum ein Land, in dem so allgemein und stark ins Theologiestudium gegangen wurde, wie die Schweiz, ein Großteil der Staatsmänner begann hier als Theologen.

Viel auffallender als der Unterschied von Alt- und Neuland ist in der Schweiz das Auftreten der Städte. In Österreich konnten die wenigen Residenzstädte aus der Betrachtung ausschalten, weil sie nicht gewachsene Zentren des Genies waren. Der Hof zog das Genie an sich. Erst durch Ausscheidung der Städte kann man hier die wahren Verhältniswerte der Länder- und Landschaften untereinander ermitteln. In der Schweiz würde man dagegen in manchen Gruppen fast alle Probanden streichen, wollte man ihre städtischen Sammelpunkte ausschalten. Aber es ginge dies auch aus anderen Gründen nicht, denn die Träger des Genies sind gerade Menschen aus alten Geschlechtern der Städte. Es ist zum staunen, wie genial diese Geschlechter sind. Gewiß, sie sind einmal auch zugewandert, bis auf einen kleinen Kern vielleicht, der aus der Gründerzeit stammt, oder schon früher hier seßhaft war. Betrachten wir zunächst die Fälle selbst. Die Staatsmänner beherrschen das Bild gerade durch ihr starkes Auftreten in den Städten. Vor allem Bern, Zürich, Luzern, Basel und Solothurn fallen hier auf. Bei den Historikern treten Zürich und Bern besonders hervor. Die Masse der

Historiker ist überhaupt in den Städten. Bei den wirtschaftlichen Unternehmern sind Zürich und Basel führend. Auch bei den Heerführern fallen die Städte auf, vor allem Bern und Zürich. Daß das organisatorische Genie in den Städten sein besonderes Arbeitsfeld hatte, ist verständlich. Gerade solche Menschen sind schon in frühester Zeit in die aufblühenden Städte gezogen. Bei den Gelehrten liegen die Dinge schon von Hause aus verschieden. Die Juristen sind in Stadt und Land, die Philosophen scheinen das Land zu bevorzugen. Die Mathematiker sitzen fast nur in Basel. Dies hängt vornehmlich mit zwei genialen Familien zusammen. Die Naturforscher sind fast nur in der Stadt, was sich wohl aus den Arbeitsmitteln dieser Berufsgruppe erklärt. Zürich, Bern und Basel stehen hier voran. Die Ärzte sind vor allem in Zürich und Basel zu Hause. Die Pädagogen sind wie die Philosophen mehr auf dem Lande, die Philologen dagegen vor allem in Zürich und Basel. Von den Künstlern ziehen die Maler die Städte vor, ebenso die Dichter, die in Zürich, Basel und Bern auffallen, dagegen meiden die Architekten die Städte (!), ebenso die wenigen Musiker. Daß die Theologen vor allem in Zürich erscheinen, erklärt sich aus der Heimat Zwinglis. Die Stellung der Stadt kennzeichnet eine weitere besondere Eigentümlichkeit der Schweiz. Im deutschen Gebiet wiegen sonst zum Unterschiede von den Romanen, die ländlichen Tendenzen vor. Nur der Südwesten ist einst städtereiche Ausnahme gewesen. Man möchte an uralte Volksstrukturen denken und auf die Ausbreitung der westischen Kultur in der Jungsteinzeit hinweisen; ein Blick auf die Karte legt diesen Gedanken nahe. Die Schweiz jedenfalls steht in diesem südwestdeutschen Kulturkreise, sie steht aber auch den Verhältnissen Italiens und Frankreichs durch einen weiteren Umstand nahe. Die Zahl der Kantone nämlich, die nach ihrer Stadt benannt sind, ist auffallend groß. Im Deutschen ist dies sonst die Ausnahme. Die Hauptstadt eines Landbezirkes ist dort entwicklungsgeschichtlich sekundär. Die Stadt entstand aus den Bedürfnissen des Landes als Markt, so gab sie auch dem Lande nicht den Namen, das ihn längst aus anderen Motiven gewonnen hatte.

Die Schweizer Städtekantone erinnern an die antike Staatsform. Durch die geographische Lage der Schweiz stehen sie nur in jenem Kulturkreis und erheischten einmal eine besondere Unter-

suchung. Die auffallend große Bedeutung der Städte in der Geschichte der Eidgenossenschaft und ihre Sonderstellung in den Unternehmungen der Verfassungsreformen unterstreichen dieses Moment. Aus diesem Grunde wollen wir den Geschlechtern der Städte in einem späteren Teile der Arbeit noch einige Betrachtungen widmen.

Ein kurzer Blick muß noch der Nationalitätenfrage zugewendet werden, denn es fallen da einzelne Erscheinungen auf, die offenbar mit dem Volkscharakter zusammenhängen. Nicht immer sind Franzosen und Italiener an einer genialen Gruppe beteiligt. Daß die Italiener unter den Historikern fehlen, fällt nicht auf, wenn man bedenkt, daß das Tessin spät zur Schweiz kam und die älteren eidgenössischen Erlebnisse nicht miterlebte. Mehr fällt auf, daß die Italiener unter den Männern der Wissenschaft fehlen. Ihr Ausbleiben bei den Mathematikern ist auch bemerkenswert. Verständlich dagegen scheint zu sein, daß sie unter den Künstlern, vor allem bei den Bildhauern und Architekten stark hervortreten, auch die Franzosen. In der Periode vor 1650 sind die Italiener besonders stark als Bildhauer und Architekten vertreten, da hat das Tessin zwölf, daneben stehen nur noch Basel und Zürich mit je einem. Auch unter den Malern ragte das Tessin hervor, wie folgende Reihe zeigt: Zürich 10, Tessin 5, Freiburg 2, Bern 2, Schaffhausen 1. Dann treten in der späteren Periode die Italiener unter den Technikern und den Pädagogen hervor. Pestalozzis Geschlecht stammte aus Oberitalien. Unter den Theologen als Organisatoren fallen die Franzosen auf. Natürlich ist dies ein summarisches Urteil, weil die Karten die ganze Zeit von 1650—1850 in einem Bilde zeigen.

Diese ganze Betrachtung wies nach, daß, von den nationalen Unterschieden abgesehen, nirgends eine eigene Landschaftsbildung sich zeigt, nur daß die Städte begreifliche Intensitätshäufungen sind, bei denen sich zudem Umweltwirkungen besonders geltend machen. Abschließend ist zu sagen, daß jene inneren Schranken fehlen, die wir sonst im deutschen Raume Mitteleuropas feststellen müssen. Diese natürliche Ausgeglichenheit des Schweizerbodens hat aber auch, muß haben, ihre Folgen für den seelischen Habitus des Volkes. Es ergibt sich daraus eine sehr starke Ausgeglichenheit des Volkswesens, dem innere Schranken von größerem Ausmaße feh-

len. Das ist ganz spezifisch schweizerisch. Neben der ganzheitlichen Begabungsform steht also eine auffallende Ausgeglichenheit des Volkscharakters. Wenn diese Beobachtung auch nur an Ausschnitten des Kulturlebens gewonnen ist, so darf sie doch in dieser Bestimmtheit vertreten werden. Die Elemente, aus denen wir jenes Bild gewonnen haben, stammen ja aus den verschiedensten Gebieten und Zeiten des Volkslebens. Das Entscheidende bei dieser Betrachtung ist, daß es sich vorwiegend um Einblicke in die Siedlungsgeschichte handelt, deshalb entscheidend, weil Siedlungsvorgänge züchterische Vorgänge sein können. Wir erinnern hier an das in der Einleitung über die veränderten Vorgänge am Volkskörper Gesagte und wir fügen hier nun das nähere Bild des Rodungsvorganges hinzu. Die Rodung war im deutschen Raume ein bedeutender Aufzuchtsvorgang; nur wer von durchsetzerischer, organisatorischer, voraussetzungsloser Art war, kam hier zu Erfolg. Und wenn eine ganze Waldlandschaft gerodet wurde, dann bedeutete dies, daß sich dort lauter solche Familien ansiedelten. In solchem Sinne züchtet der Boden Menschenschläge. Man kann sich gut vorstellen, daß jene betriebssamen unmusischen Menschen des ehemaligen Waldlandes auch sonst in ihrer Kulturhaltung besonderen Geistes waren. Und sie waren anders wie jene des Altlandes. Ein Land solcher Gegensätze von Alt- und Neuland ist spannungsgeladen, zumal da ja die natürlichen Verhältnisse des Bodens und des Klimas weiterdauern und damit auch die Einflüsse auf den Menschen. Die Kulturgeographie hat dies mehrfach bewiesen. Wer möchte leugnen, daß zwischen einem Lande, das solche landschaftsweise Unterschiede hat, das heißt, in welchem gleichgerichtete Stämme und Schläge unter weiterdauernden Verhältnissen beisammen sitzen blieben, und einem andern, wo die energienstärkende Wirkung der Rodung zwar nicht fehlte, weil sie aber nur punktartig war, keine größeren geschlossenen Menschen- und Mentalitätsgemeinschaften entstanden, daß zwischen zwei solchen Ländern kein grundsätzlicher Unterschied bestehe? Der letztere Fall liegt jedenfalls in der Schweiz vor. Mit diesen Tatsachen liegt die Schweiz wie ein offenes Buch vor uns, geklärt in den tieferen Grundlagen, durchschaubar, aber auch gleichmäßig vollwertiger als andere Landschaften des deutschen Raumes, die voller Spannung und Gegensätze sind.

Solche fehlen ja der Schweiz auch nicht, sie erscheinen aber doch nicht so stark, die Durchlässigkeit des Volkswesens ist hier eben stärker. Das hatte beträchtliche Folgen für den Volksgeist und nährte und nährt täglich, auch heute noch, den Staatsgeist, weil jene ausgleichenden natürlichen Tendenzen fortleben. Gewiß sind die Hochgebirgsbauern der Schweiz etwas für sich mehr abgeschlossenes, die Reformationskriege zeigten es ja auch. Aber wer von außen her an diese Bauern mit dem üblichen Bilde des Sondertums der Bauern in Hochgebirgen und an Meeresküsten herantritt, der nimmt an ihnen doch deutlich wahr, daß sie nicht entfernt so stark vom Volkstum der tieferen und städtischen Regionen abstehen, wie das anderwärts der Fall ist. Der innere Ausgleich ist hier eine Tatsache. Er hat den geschichtlichen Taten der Staatsmänner im vorhinein den Erfolg gewährleistet..

In vielem erinnern die natürlichen Umstände und der daraus erwachsene Volkszustand an Frankreich, das ähnliche Ausgeglichenheit von Natur und Volk zeigt.

Befassen wir uns mit den gemachten Beobachtungen noch einmal, in dem wir Einzelheiten vertiefen, und überall den Vergleich mit Frankreich hinzufügen. In den «Grundlagen» der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs (700 Seiten mit Atlasband 1937) habe ich versucht, aus einem systematischen Vergleich der Natur- und Kulturlandschaften beider Länder die verschiedenen Volksgrundlagen und die darin wurzelnden Verschiedenheiten der Staatsgeschichte zu deuten. Es hat sich gezeigt, daß der deutsche Boden durch den Richtungslauf seiner Gebirge Kammern wie in Mitteldeutschland oder hohe Barrieren wie an den Alpen hat. Dies fehlt dem französischen Boden, das Zentralplateau ist in die Ostecke geschoben. Ähnlich sind auch die Hochalpen in der Schweiz südöstlich abgedrängt. Die Hauptmasse des Siedlungsbodens ist ebenes oder hügeliges Alpenvorland und in die Alpen greifen große Seen vermittelnd ein. Die zentrale Bedeutung des Vierwaldstättersees in diesem Zusammenhange ist seit der Vorzeit bedeutend und erklärt, weshalb gerade hier die Urschweiz ins Leben trat.

Wenn man das deutsche Mitteleuropa gegenüber Frankreich in seiner Urlandschaft betrachtet, dann zeigt sich bereits die klare Tendenz zu scharf ausgesprochenen landschaftlichen Gegensätzen;

im Südwesten nördlich des Rheins am schärfsten. Daraus gewann Robert Gradmann seine bekannte Steppenheidetheorie. Sie besagt, daß der eine Teil dieser an Gegensätzen so reichen Landschaft offenes Gebirgsland war, in welchem seit der Jungsteinzeit bis heute Siedlungskontinuität herrschte, während der andere Wald- und Wiesland und daher bis in die Rodungszeit hinein unbewohnbar war. Die erstere war als Steppenheide mit den Nahrungs- und Nutzkräutern bewachsen und gewährte somit dem Menschen nicht nur freien Raum zum wohnen, sondern alle für seinen Lebensbedarf nötigen Pflanzen, die auch seinen Nutztieren das Leben sicherten. Gegenüber diesen scharfen Gegensätzen der Naturlandschaft Deutschlands zeigt das unter denselben klimatischen Verhältnissen liegende Frankreich den Charakter einer parkartigen Steppenheide mit Eiche und Kiefer besetzt, sie ist leicht durchdringbar, hat kein hartes Wildland, die Rodung ist leicht. Ähnlich war, wie wir hörten, die Lage der Schweiz. Die tiefe Ursache der Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich liegt darin, daß die großen Erdrevolutionen sich auf deutschem Boden abspielen. Außerdem ist das Klima Frankreichs vom Meere günstig beeinflußt.

Die Folge des kontrastreichen Landschaftscharakters nördlich des Rheins war eine sehr verschiedene siedlungsmäßige Inbetriebnahme des Bodens und dadurch bedingt eine verschiedene ethnographische Besetzung, weil jeweils später auftretende Völker sich neben das bereits besetzte Land legen mußten. Auch die Rodung, die etwa im 8. Jahrhundert begann, hat nicht überall in gleicher Weise einsetzen können. Die Unbewohnbarkeit des Wildlandes war graduell verschieden. Vom einfachen Gestrüpp bis zum Hochwalde, vom trokkenen bis zum Sumpflande gab es alle Wildlandtypen, die erst nach und nach mit steigender Kulturtechnik und sozialer Verfassung des Menschen überwindbar wurden. Die Geschichte der Rodung hat in Deutschland ihr landschaftsweises Bild aus den Fortschritten der Kulturarbeit am Boden gewonnen.

Die jungsteinzeitlichen Siedler konnten nur im besten Boden zu Erfolg gelangen. Die Bronzezeit besaß bereits bessere Möglichkeiten, das trockene Klima war zudem ein Helfer gegen den Gestrüppwald. Konnte die Agrarverfassung der Römer das fruchbare Gelände nur von den Höhen her ergreifen, so siedelten sich die ger-

manischen Bauern in den inzwischen trocken gewordenen Niederungen an. So hörte die Spannung zwischen den Arten der Natur- und Kulturlandschaft nicht auf. Erst recht nicht als das durchsetzerische, organisatorisch veranlagte, rationalpraktische Rodertum im Wildlande, das deutsche Element, zum breiten Lebenserfolge gelangt war. Der französische Boden dagegen war früh und leicht gerodet. Das Land der Gallier war ein reiches Weizenland. Auf echtem Rodungsboden gedeiht der Weizen nicht. Im 9. Jahrhundert hatten die Franzosen ihr Rodungswerk so gut wie beendet. Es war kein Werk flächenmäßiger, sondern nur punktartiger Unternehmen gewesen. Vor allem die Betrachtung der Kulturlandschaften zeigt den grundlegenden Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich. In diesem breiten sich die Kulturformen rasch allgemein aus, es tritt höchstens eine Zweiteilung (N-S) auf, in Deutschland im besten Falle ein Dreiteilung. Hier versacken die Kulturströme und bilden besondere Landschaften. Gibt es einmal eine Einheit, so währt sie nur kurze Zeit und bald treten die partikularistischen Sondergebilde in umso größerer Zahl auf.

Es gab also weder in Frankreich noch in der Schweiz jene zwei Welten, die sich schroff, sozusagen verständnislos, gegenüber standen wie dies im deutschen Raume allzu oft der Fall ist.

In der starken Ausgeglichenheit des Volkskörpers hat der Schweizer nur eine Parallele in Europa, es ist Frankreich. Hier wuchs der Staatskörper mit dem Volkskörper geradlinig und harmonisch. Das Bild des Machtbaues, den die französischen Könige mit Hilfe des Lehenrechtes errichteten, ist großartig. Hier sprangen nicht, wie in Deutschland, aus dem Wildlande fortgesetzt neue urwüchsige selbstische Energien dem König in den Weg. Ebenso traten in der Schweiz nie unüberwindliche Hindernisse dem Zusammenwachsen einzelner Landschaften entgegen. Hier ereignete sich sogar der einzige Fall in Europa, daß eine Volksregierung ein ganzes Volk zur Einheit führte. Wie oft wäre in Deutschland alles zerbrochen, wenn nicht der harte Einheitswille starker Könige das Reich gebaut hätte. Es war ja trotzdem immer so, daß unter schwächeren Nachfolgern die vordem erreichte Einheit wieder zerbröckelte. Im Staatsgefühl der Bürger und im erfolgreichen Großverlauf der Staatsgeschichte gleichen sich Frankreich und die Schweiz stark. In einer

Morphologie des europäischen Staatslebens stünden beide auf demselben Platze. Auch in einer vergleichenden Geschichte der Nationswerdung. Franzosen wie Schweizer haben die Art nicht, um letzte Dinge ihres staatlichen Daseins erneut zu ringen, sie stehen bei ihnen fest. Bei uns anderen Deutschen sind sie es nicht; wir haben es wiederholt erlebt. Wenn uns eine neue große Idee ergreift, werfen wir die ganze Problematik unseres Daseins von seinem Anfang an auf. Um die erste Frage, den Bestand und die Berechtigung seines Staates in seinen überlieferten Grenzen kämpft der Schweizer bestimmt nicht mehr, wohl aber wir. Das liegt eben in den in uns steckenden tiefergreifenden Unterschieden, Spannungen und Gegensätzen, die nie zur Ruhe kommen. Dem Schweizer fiele es heute nicht ein, etwa noch einmal die religiöse Frage aufzuwerfen. Sie ist durch Kämpfe und vor allem durch Verträge ein für alle mal für ihn entschieden. Und doch ist die Schweiz ein deutscher Staat. Während Frankreich aus dem Geiste des römischen Reiches und Rechtes seinen Königsstaat zentralistisch baute, folgte die Schweiz den föderativen Neigungen des Germanen. Daß sie bei diesem gefährlichen Beginnen aber nicht scheiterte, hat seinen Grund in den geschilderten Umständen ihrer Natur- und Kulturlandschaft und im politischen Genie des Volkes. Möchte man an der deutschen Geschichte über die germanische Staatskunst irre werden, so kann man sich an der schweizerischen erheben, aber man wird auch eingestehen müssen, daß das deutsche Zentralland Europas, Deutschland, eben unter die schwierigsten Umweltverhältnisse gestellt ist, so daß es bisher nie das werden konnte, auf die Dauer, was es im Interesse Europas sein sollte, das Herz Europas. Durch seine politische Kunst wäre der Schweizer berufen, ein deutscher Führer hiezu zu werden.

Wir haben gesehen, wie das interessanteste Staatsgebilde Europas bestand und besteht, indem es die im deutschen Wesen liegenden scheinbar unüberwindbaren Schwierigkeiten sieghaft meisterte durch das politische Genie seines Volkes — bei äußeren günstigen Umständen.